

Buchbesprechungen / Book Reviews



Adolf Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition. Hg. von Christian Hartmann, Thomas Vordermayer, Othmar Plöckinger und Roman Töppel. Unter Mitarbeit von Edith Raim, Pascal Trees, Angelika Reizle und Martina Seewald-Mooser. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin 2016 (Selbstverlag), 2 Bände, 1966 S.

„Das absolut Böse lässt sich nicht edieren“, wettete der britische Germanist Jeremy Adler in der „Süddeutschen Zeitung“ wenige Tage vor Erscheinen der kritischen Edition von „Mein Kampf“. „Gegenüber dieser Spottgeburt von Wahn und Mord hört jedes Kommentieren auf. Jeglicher Abdruck bedeutet nur eines: die Infamie zu wiederholen.“ Eine solche Bewertung umgibt das schriftstellerische Werk Hitlers mit einem Mythos, der an Dämonisierung grenzt. Die vehemente Abscheu ist emotional verständlich, doch sie ersetzt keine historisch-politische Analyse und intellektuelle Auseinandersetzung. Jede Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus und seinen Menschheitsverbrechen muss die Weltanschauung Hitlers mit einbeziehen, auch wenn „Mein Kampf“ keine einfache Blaupause für die spätere Politik des NS-Regimes und insbesondere für den Holocaust darstellt. Ebenso wenig lässt sich die Entstehung und der Erfolg des Nationalsozialismus innerhalb der deutschen Gesellschaft auf die Person Hitlers reduzieren. Dennoch bleibt die Kenntnis von „Mein Kampf“ unverzichtbar.

Der Freistaat Bayern nutzte als Rechtsnachfolger des nationalsozialistischen Franz-Eher-Verlages und formaler Erbe Hitlers jahrzehntelang das Urheberrecht, um jede Neuausgabe zu verhindern. Wobei die Hauptsorge dem Ansehen Deutschlands im Ausland galt. Antiquarische Ausgaben durften jedoch in der Bundesrepublik jederzeit frei ver- und gekauft werden; im Internet ließ sich die Verbreitung ohnehin nicht unterbinden.

Das Verbot von „Mein Kampf“ wie die Säuberung der Bibliotheken von nazistischer Literatur aller Art war 1945 im Kontext einer umfassenden Entnazifizierung der deutschen Gesellschaft zwingend geboten. Doch was 1945 politisch wie moralisch richtig war, hat sich im Zuge der freiheitlichen Entwicklung der Bundesrepublik zunehmend überholt. Weshalb sich namhafte Historiker seit Jahren für eine kommentierte Ausgabe verwandten. Zuletzt verhinderte die Bayerische Staatsregierung 2012 die Herausgabe einer Broschüre mit kommentierten Auszügen, die der britische Verleger McGee im Zuge seines umstrittenen „Zeitungszeugen“-Projekts an den Kiosk bringen wollte.

Gleichzeitig wurde den Ministerialen bewusst, dass das Urheberrecht – 70 Jahre nach dem Tod des Autors – Ende 2015 auslaufen würde. Der bayerische Landtag beschloss deshalb, das Institut für Zeitgeschichte (IfZ) in München mit der Erarbeitung einer wissenschaftlich kommentierten Ausgabe und einer gekürzten Fassung für den Schulunterricht zu beauftragen, wofür Finanzminister Söder 500 000 Euro bereitstellte. Doch nach einer Israel-Reise entschied Ministerpräsident Seehofer im Dezember 2013 in einer seiner sprunghaften Anwendungen,

die Förderung des Projekts zurückzuziehen. Später schob er noch das Argument nach, man könne nicht beim Bundesverfassungsgericht einen NPD-Verbotsantrag stellen und gleichzeitig „unser Staatswappen für die Verbreitung von ‚Mein Kampf‘“ hergeben. Immerhin durfte das Institut den Zuschuss behalten, wenngleich die Justizministerkonferenz noch im Juni 2014 offenließ, ob man auch gegen die Verbreitung einer kommentierten Ausgabe wegen Volksverhetzung vorgehen werde.

Bereits in den 1990er-Jahren hatte sich das IfZ vergeblich um die Rechte für eine kommentierte Ausgabe von Hitlers „Mein Kampf“ bemüht, die im Rahmen der insgesamt 14 Teilbände umfassenden Edition „Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen“ erscheinen sollte. Die in den Jahren 1992 bis 1999 publizierte Edition (Registerband 2003), deren Vorarbeiten weit in die Amtszeit Martin Broszats zurückgehen, deckt den Zeitraum von der Wiedergründung der NSDAP im Februar 1925 bis zur Machtübernahme Hitlers am 30. Januar 1933 ab. Sie enthält alle dokumentierten Reden Hitlers und sämtliche übrigen Veröffentlichungen, auch das sogenannte Zweite Buch.

In diesem Werk hatte Hitler 1928 vor allem seine außenpolitischen Überlegungen und Zielsetzungen niedergeschrieben, aber wohl aufgrund des schleppenden Verkaufs von „Mein Kampf“ nicht veröffentlicht; es wurde erstmals 1961 von dem amerikanischen Historiker Gerhard L. Weinberg in einer Schriftenreihe des IfZ publiziert. Dennoch war sein wesentlicher Inhalt in den Hitler-Reden der damaligen Jahre stets präsent. Die Eroberung von Lebensraum im Osten: Sie sei die einzige Möglichkeit, um die Zukunft des deutschen Volkes im Lebenskampf der Völker und Rassen dauerhaft zu sichern. Rassenkampf und Eroberung von Lebensraum waren die Fundamente von Hitlers Weltanschauung, die in unterschiedlicher Ausprägung in all seinen Grundsatzreden deutlich zum Ausdruck kamen. Hitler war ein völkischer Rassist und fanatischer Antisemit, ein nationalistischer Hetzer, der sich nicht mit der Kriegsniederlage und der „Schmach von Versailles“ abfinden wollte und in der gewaltsamen Eroberung von Lebensraum das naturgegebene Recht des Stärkeren sah.

Insofern ist es nur begrüßenswert, dass das IfZ nun nach Ablauf der Urheberrechte eine kommentierte Ausgabe von „Mein Kampf“ herausbringt, denn dieses Buch ist zweifellos eine zentrale Quelle für die Weltanschauung Hitlers. Im Abstand von 70 Jahren ist diese Schrift selbst zu einem historischen Dokument geworden, nicht anders als die bereits publizierten Reden und sonstigen Veröffentlichungen Hitlers. Und nicht zuletzt die in verschiedenen Versionen überlieferten „Tischgespräche“ und Monologe im Führerhauptquartier während des Zweiten Weltkrieges. Völlig zu Recht betonte deshalb Ian Kershaw, der renommierte Autor einer zweibändigen Hitler-Biografie, bei der Buchpräsentation: Erst jetzt seien „alle wichtigen Hitler-Quellen endlich in wissenschaftlichen Editionen der Forschung zugänglich“.

Den ersten Band von „Mein Kampf“ schrieb Hitler 1924 in der komfortablen Festungshaft in Landsberg nieder. Er erschien im Juli 1925 und ist eine merkwürdige Mischung aus stilisierter Autobiografie, Parteigeschichte und ideologi-

schem Programm, dessen Kern sich im 11. Kapitel „Volk und Rasse“ findet. Im Dezember 1926 kam der zweite Band heraus, der vor allem im 13. („Deutsche Bündnispolitik nach dem Kriege“) und 14. Kapitel („Ostorientierung oder Ostpolitik“) die außenpolitischen Vorstellungen Hitlers enthält. Die Startauflage betrug jeweils 10 000 Exemplare, doch der Absatz erfüllte keineswegs die anfänglich hohen Erwartungen. Bis zur Reichstagswahl im September 1930, dem großen Durchbruch der NSDAP, verkaufte der parteieigene Eher-Verlag nur rund 29 000 Exemplare.

Zu den Bestsellern der völkisch-antisemitischen Literatur gehörten vielmehr seit dem Kaiserreich Werke wie Theodor Fritschs berüchtigtes „Handbuch der Judenfrage“ oder Houston Stewart Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“, und in der Weimarer Republik waren es Autoren wie Artur Dinter „Die Sünde wider das Blut“ oder Hans Grimm „Volk ohne Raum“, die die Verkaufslisten anführten. Aus diesen Werken und zahlreichen weiteren Büchern und Broschüren bediente sich Hitler zur Formung seiner Weltanschauung. Es waren im völkisch-antisemitischen Diskurs bekannte Ideologeme, die er in „Mein Kampf“ miteinander verband und radikalisierte. 1930 wurden beide Bände in einer verbilligten Volksausgabe zusammengefasst, von der bis Januar 1933 287 000 Exemplare verkauft wurden. Bis Ende 1933 stieg die Gesamtauflage auf 1,5 Millionen Exemplare, bis 1945 auf 12,5 Millionen.

Nicht nur in deutschsprachigen Medien fand die kommentierte Ausgabe von „Mein Kampf“ schon vor ihrem Erscheinen starke Beachtung, was beim Publikum anscheinend großes Interesse an dem so lange verbotenen Werk hervorruft. Die Erstauflage von 4 000 Exemplaren war bereits bei der offiziellen Präsentation am 8. Januar 2016 vergriffen, inzwischen sollen über 40 000 Bestellungen eingegangen sein. In der aktuellen „Spiegel“-Bestsellerliste Nr. 4/2016 liegt die kommentierte Ausgabe derzeit auf Platz 17 in der Sparte Sachbuch.

Die in grauem Leinen gebundene Edition weist ein großes Format (fast DIN A4) auf. Auf dem rechten Blatt jeder Doppelseite steht eine Seite der Erstausgabe im originalen Seitenumbruch, allerdings mit einem anderen Schrifttyp als der ursprünglich benutzten Unger-Fraktur. Die breit gehaltene rechte Randspalte ist für den textkritischen Apparat reserviert, der die redaktionellen Veränderungen in den verschiedenen Auflagen vermerkt. Unterhalb des Hitler-Textes sowie auf der jeweiligen linken Seite befinden sich die Anmerkungen, die den Text eingehend kommentieren – insgesamt rund 3 500. Sie sind oft selbst kleine Abhandlungen, die den historischen und geistesgeschichtlichen Hintergrund ausleuchten oder Behauptungen Hitlers richtigstellen. Liest man den Originaltext und die Anmerkungen zusammen, so hat man ein thematisch weitgespanntes Lesebuch vor sich, das wie in einem Kaleidoskop den zeitgeschichtlichen und intellektuellen Kontext in vielfältigen Facetten erläutert und auch dem Fachhistoriker immer wieder zu neuen Einsichten und Erkenntnissen verhilft.

Der zweibändigen Edition ist eine sehr lesenswerte Einführung von 80 Seiten vorangestellt, mit den erschließenden Registern umfasst sie insgesamt 1966 Seiten. Die kritische Neuausgabe von „Mein Kampf“ dekonstruiert mit enormem

Aufwand alle Legendenbildungen und Selbststilisierungen, mit denen sich Hitler in Szene setzte. Sie leistet zweifellos auch Beachtliches, um der NS-Propaganda auf der Faktenebene entgegenzutreten. Und sie zeigt ganz gewiss auch, dass das Buch nicht länger dämonisiert werden muss. Hitlers Stärke war die rhetorisch-demagogische Rede, als Schriftsteller war er im völkischen Sumpf allenfalls durchschnittlich. Sein Werk besitzt keine magischen Kräfte, vor denen eine gefestigte demokratische Gesellschaft – trotz ausländerfeindlicher Parolen und rechtsradikaler Gewalt – heute noch Angst haben müsste. Der Kampfmittelräumdienst, wie der Editionsleiter Christian Hartmann im militärischen Jargon zu sagen pflegt, hat seine Arbeit getan: „Mein Kampf“ ist entgiftet.

Was das verdienstvolle Herausgeberteam bei aller Mühe freilich nicht verhindern kann: Allein die Tatsache einer äußerst aufwendigen Edition adelt jeden Text indirekt, auch wenn er diese Ehre keineswegs verdient hat. Doch was hätte man sonst tun sollen?

Clemens Vollnhals, Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V. an der TU Dresden, 01062 Dresden



Sven Felix Kellerhoff, „Mein Kampf“ – Die Karriere eines deutschen Buches, Stuttgart 2015 (Klett-Cotta), 367 S.

Noch bevor im Januar 2016 die kritische Edition von „Mein Kampf“ erschien, die von 2012 an vom Institut für Zeitgeschichte in München vorbereitet wurde, legte der Berliner Journalist Sven Felix Kellerhoff eine Monografie über Hitlers „Mein Kampf“ vor. Kellerhoff ist der Ansicht, „Mein Kampf“ sei in der deutschsprachigen Forschung bislang „eine Art schwarzes Loch“ (S. 12, 314). Das ist reichlich hochgestochen – zum einen, da „Mein Kampf“ nicht verboten und Historikern als Quelle stets zugänglich war; zum anderen, weil bereits eine ganze Reihe von Arbeiten über die Geschichte und den Inhalt von Hitlers Buch vorliegt. Das Standardwerk von Othmar Plöckinger und die textimmanente Interpretation von Barbara Zehnpfennig nennt Kellerhoff selbst.¹ Daneben gibt es noch weitere ältere Arbeiten, die sich mit „Mein Kampf“ auseinandersetzen, etwa Eberhard Jäckels und Swantje Krämers Studien über Hitlers Weltanschauung oder das Buch „Fatale Ignoranz“ von Karl Raab und Ralf Vierthaler.²

1 Barbara Zehnpfennig, Hitlers Mein Kampf. Eine Interpretation, 3. Auflage München 2006; Othmar Plöckinger, Geschichte eines Buches: Adolf Hitlers „Mein Kampf“ 1922–1945, 2. Auflage München 2011.

2 Eberhard Jäckel, Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft, 4. Auflage Stuttgart 1991; Karl Raab/Ralf Vierthaler, Fatale Ignoranz. Hätten sie doch nur Hitlers Bekennt-

Kellerhoff bietet zunächst einen Abriss des Inhalts von „Mein Kampf“ und betont zu Recht, dass Hitlers Hauptideologeme der Judenhass und der Kampf um „Lebensraum“ im Osten gewesen seien. Danach folgt eine knappe Beschreibung der Entstehung von „Mein Kampf“. In seinem dritten Kapitel unternimmt Kellerhoff einige Streifzüge durch Hitlers Quellen, wobei ihm hauptsächlich die Monografie von Timothy Ryback als Vorlage dient.³ Anschließend weist Kellerhoff auf Hitlers Selbststilisierungen in „Mein Kampf“ hin, wenn er seine Zeit in Wien, München und als Soldat im Ersten Weltkrieg beschreibt. So stimmt beispielsweise Hitlers Behauptung nicht, er sei arm gewesen, als er nach Wien kam. Die Beschreibung seiner „Feuertaufe“ im Ersten Weltkrieg ist stark heroisiert. Und Hitlers falsche Behauptung, er sei als Mitglied Nr. 7 in die Deutsche Arbeiterpartei eingetreten, wurde bereits von Hitlers Mitstreitern kritisiert. All das ist aber kein Neuland, da zu diesen Themen bereits ausführliche Darstellungen von Othmar Plöckinger, Anton Joachimsthaler, Brigitte Hamann und Thomas Weber vorliegen, auf die sich Kellerhoff bezieht.⁴

Im Kapitel über die zeitgenössische Kritik an „Mein Kampf“ weist Kellerhoff auf einige Prominente wie Gerhart Hauptmann hin, die Hitlers Buch schon vor 1945 lasen und durchaus ernst nahmen. Er liefert damit einen weiteren Beweis gegen die auch heute noch weit verbreitete Ansicht, „Mein Kampf“ sei damals fast von niemandem gelesen worden.⁵ Diese Legende greift Kellerhoff in einem Kapitel über die Leser von „Mein Kampf“ nochmals auf. Darin verweist er auf Umfragen, die im Auftrag der US-Militärregierung in Deutschland kurz nach dem Zweiten Weltkrieg durchgeführt wurden, sowie auf die breite Rezeption an den Schulen, obwohl die „Bibel des Nationalsozialismus“ damals erstaunlicherweise nicht zur Pflichtlektüre gehörte. Dennoch sollte nicht der Umkehrschluss gezogen werden, jeder sei damals mit dem Inhalt von „Mein Kampf“ vertraut gewesen und hätte wissen müssen, was ab 1933 auf Deutschland und Europa zukam. Zu Recht merkt Kellerhoff zu den Lesern von „Mein Kampf“ an: „Allerdings lässt sich gar nicht feststellen, wie viele davon Mein Kampf verstanden und erstgenommen haben“ (S. 241).

In weiteren Kapiteln geht Kellerhoff beispielsweise darauf ein, dass Hitler sein Buch nicht nur aus politischen und propagandistischen, sondern auch aus finanziellen Gründen schrieb. Denn er hatte Schulden, als er in der Festung Landsberg als Häftling einsaß. Bemerkenswert ist auch, dass zwischen 1933 und 1945 zwar eine Million fremdsprachige Ausgaben von „Mein Kampf“ in den

nisbuch „Mein Kampf“ studiert!, Norderstedt 2005; Swantje Krämer, Hitlers Weltanschauung in „Mein Kampf“. Von der Genese zur Manifestation, Wiesbaden 2010.

- 3 Timothy W. Ryback, Hitlers Bücher. Seine Bibliothek – sein Denken, Köln 2010.
- 4 Anton Joachimsthaler, Hitlers Weg begann in München 1913–1923, München 2000; Brigitte Hamann, Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators, München 2004; Thomas Weber, Hitlers erster Krieg. Der Gefreite Hitler im Ersten Weltkrieg – Mythos und Wahrheit, Bonn 2012.
- 5 Vgl. dazu auch Roman Töppel, „Volk und Rasse“. Hitlers Quellen auf der Spur. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 64 (2016) 1, S. 1–35, hier 4 f.

verschiedensten Ländern abgesetzt wurden, Hitler aber kein Interesse an einer indischen Ausgabe seines Buchs hatte. Dabei erfreut sich „Mein Kampf“ gerade in Indien selbst heute noch einer überraschend großen Popularität.⁶ Hitlers Buch, so Kellerhoff, sei kein ausformuliertes politisches Programm gewesen, habe jedoch die Grundzüge seiner Weltanschauung dargelegt. Die oft zitierte, berüchtigte Stelle, an der Hitler schreibt, man hätte während des Ersten Weltkriegs 12 000 Juden durch Giftgas beseitigen sollen, sieht Kellerhoff ebenso wie viele Holocaust-Forscher noch nicht als direkten Verweis auf Auschwitz.⁷

Originell und über das bislang Bekannte hinausgehend ist das Kapitel über den Streit um eine kommentierte Edition von „Mein Kampf“. Kellerhoff verweist darauf, dass es bereits 1969 erste Editionsprojekte gab. Anfang der 1980er-Jahre wollte dann Eberhard Jäckel eine kritische Edition von „Mein Kampf“ herausbringen; Ende der 1990er-Jahre machte sich Ian Kershaw dafür stark. Doch alle diese Vorhaben scheiterten am Widerstand des Bayerischen Finanzministeriums, dem Rechteinhaber an Hitlers Buch. Nichtsdestotrotz gingen die Bemühungen weiter: 2008 forderte Hans-Ulrich Wehler eine kritische Edition und wurde dabei vom Vorsitzenden des Zentralrats der Juden unterstützt. Die bayerischen Politiker blieben jedoch hart, und wer sich bislang mit dem vollständigen Text von „Mein Kampf“ beschäftigen wollte, musste auf die in Bibliotheken verfügbaren Originalausgaben zurückgreifen, den Text aus dem Internet herunterladen oder das Buch antiquarisch erwerben. Im Gegensatz zur landläufigen Meinung, „Mein Kampf“ sei ein verbotenes Buch, ist weder der Verkauf oder Erwerb in Antiquariaten und auf Flohmärkten strafbar noch der Besitz der alten Ausgaben, von denen sich noch unzählige im Umlauf befinden.

Als Kritikpunkt sei angemerkt, dass Kellerhoff nicht immer auf dem allerletzten Stand der Forschung ist: So ist die Ansicht, Hitler habe als Soldatenrat auf der Seite der Münchner Räterepublik gestanden (S. 90, 94) durch die Forschungen von Othmar Plöckinger ebenso widerlegt wie die Behauptung, Hitler habe sein Eisernes Kreuz I. Klasse dem jüdischen Regimentsadjutanten Hugo Gutmann zu verdanken gehabt (S. 124).⁸ Die inhaltliche Überarbeitung für die erste „Volksausgabe“ von 1930 wurde nicht vom Eher-Verlag vorgenommen, wie Kellerhoff meint (S. 166), sondern von Hitlers Privatsekretär Rudolf Heß.⁹ Hermann Rauschnings erfundene „Gespräche mit Hitler“ sollten in keiner seriösen Arbeit zitiert werden (S. 250), erst recht nicht, wenn sich der Verfasser darüber

6 Vgl. Suman Gupta, On the Indian Readers of Hitler's Mein Kampf. In: *Economic & Political Weekly*, 47 (2012) 46, S. 51–58.

7 Diese Passage von „Mein Kampf“ haben die Herausgeber der kritischen Edition ausführlich mit Frank Bajohr, Giles Bennett und Andrea Löw vom Zentrum für Holocaust-Studien des Instituts für Zeitgeschichte diskutiert.

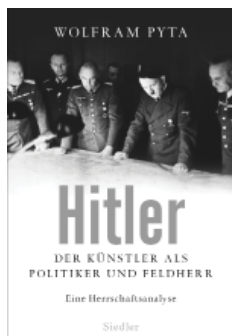
8 Vgl. Othmar Plöckinger, *Unter Soldaten und Agitatoren. Hitlers prägende Jahre im deutschen Militär 1918–1920*, Paderborn 2013, S. 16, 30, 38 f., 44 f., 86–91.

9 Vgl. Volker Ullrich, *Adolf Hitler. Biographie*, Band 1: Die Jahre des Aufstiegs 1889–1939, Frankfurt a. M. 2013, S. 888, Anm. 78.

im Klaren ist, dass es sich bei Rauschning um einen „wenig zuverlässigen Zeugen“ handelt. Und das Institut für Zeitgeschichte wurde auch nicht durch die bayerische Staatsregierung mit der Erstellung einer wissenschaftlichen Edition „beauftragt“, wie Kellerhoff schreibt (S. 306). Der Freistaat Bayern hatte dem Institut für Zeitgeschichte lediglich sein Einverständnis und seine finanzielle Unterstützung gegeben. Niemals war die kritische Edition von „Mein Kampf“ eine Auftragsarbeit des bayerischen Staates.

Insgesamt hat Kellerhoff mit seiner Geschichte von „Mein Kampf“ dennoch ein fundiertes, solide recherchiertes Buch vorgelegt, in dem er nicht nur bereits von anderen Forschern Übernommenes tradiert, sondern auch eine gründliche eigene Beschäftigung mit Hitlers Text erkennen lässt, etwa wenn er wiederholt auf Widersprüche in Hitlers eigener Darstellung verweisen kann (S. 45, 92, 139). Kellerhoffs Studie schließt zwar kein „schwarzes Loch“, denn sie bietet fast nichts Neues. Aber sie fasst die Forschungen der letzten Jahre über Hitler, sein Buch und seine Selbststilisierung in frisch und flüssig geschriebener Form gut zusammen.

Roman Töppel, Schellingstraße 67, 80799 München



Wolfram Pyta, Hitler: Der Künstler als Politiker und Feldherr. Eine Herrschaftsanalyse, München 2015 (Siedler Verlag), 846 S.

„Der Politiker Hitler ist ohne den Künstler Hitler nicht denkbar“, beginnt Wolfram Pyta, durch seine imposante Hindenburg-Biografie von 2007 ausgewiesener Stuttgarter Zeithistoriker, seine nicht weniger umfängliche Studie über den deutschen Diktator, die alles andere als eine herkömmliche Biografie ist. Ging es bei Hindenburg um den Weg vom Feldherrn zum Politiker, so verläuft diesmal der zu zeichnende Weg in die umgekehrte Richtung. „Bis jetzt“, so der Autor in seiner Einleitung, „liegt noch keine aus den Quellen gearbeitete Monografie eines disziplinären Allgemeinhistorikers vor, welche die systematische Frage nach den dynamischen Austauschbeziehungen von Kunst und Politik in das Zentrum einer größeren Studie über Hitler rückt“. Dies, so lesen wir weiter, „ist das Thema des ersten großen Abschnitts dieser Studie, in dem immer wieder auf literatur- und kulturwissenschaftliche Anregungen zurückgegriffen wird“ und der sich demzufolge „als eine interdisziplinäre Forschungsleistung versteht, die sich keineswegs ausschließlich an Fachhistoriker wendet“, sondern „nicht zuletzt für Literatur- und Kulturwissenschaftler geschrieben“ wurde (S. 16).

Um sein für einen Zeitgeschichtler zweifellos originelles Vorhaben zu realisieren, muss Pyta einen weiten geistes- und kulturwissenschaftlichen Bogen schlagen.

Der „Künstler-Politiker“ und die ästhetischen Lehrmeister, insbesondere seiner Wiener Lehrjahre – der als Musiker wie als Aufführungsgenie gleichermaßen vergötterte Richard Wagner, dazu Anton Bruckner, Gustav Mahler oder Arnold Böcklin, um nur die bekanntesten zu nennen – stehen im Zentrum des ersten Teils. In ihm kann der Leser auf gut 200 Seiten die sukzessive Entwicklung jener synästhetischen Kombination von Bild, Ton und Raum verfolgen, die die so effektvollen und gemeinschaftsstiftenden Aktionsmuster für die Phase des Politiker-Lebens nach 1918 abgeben sollten. Nebenbei bemerkt: Nach Pyta war der Künstler noch kein Antisemit, erst der Politiker wurde zu einem (vgl. S. 99–129). Leitbegriffe wie Ästhetisierung, Visualität, Performanz, Präsenzkultur, Bühnenwirkung, Raumästhetik etc. durchziehen diesen in neun Unterkapitel gegliederten und ein knappes Drittel des Gesamttextes umfassenden ersten Teil.

Neben dem mit ihnen verschränkten Charisma-Begriff kommen zwei weitere hinzu, die in Pytas Terminologie eher jenem der „präsenzkulturellen“ Sphäre entgegengesetzten Bereich der „Sinnkultur“, soll heißen, der Welt der Texte und der individualisierten lesenden Aneignung, zuzuordnen sind: die Begriffe Genie und Dämon. „Ein zum Genie stilisierter Charismatiker war mit einer schier unbegrenzten politischen Generalermächtigung ausgestattet [...], solange seine Gefolgschaft ihm die ästhetisch beglaubigten Regelverletzungen abnimmt“ (S. 242). Spiegelbild oder Kehrseite jenes in Deutschland seit der Romantik und nicht zuletzt durch Friedrich Nietzsche entfaltenen geistesgeschichtlichen Geniediskurses war der „Dämoniediskurs“, als dessen prominentestem Vertreter Wolfram Pyta im Besonderen auf Goethe verweist. In diesem Zusammenhang lesen wir im Kontext einiger ideengeschichtlicher Reminiscenzen zu Thomas Mann oder zum Stefan-George-Kreis den Satz: „Indem Goethe das Dämonische einführte als eine Kategorie, welche die amoralische Selbstermächtigung des Genies thematisierte, ohne prinzipiell an der Legitimität genialischer Überschreitung der sittlichen Weltordnung zu rütteln, hatte er den Weg zu einem Arrangement mit den moralisch bedenklichen Seiten des Genies gewiesen“ (S. 257). Goethe wenn nicht als Apologet so doch zumindest als geistiger Unterfütterer eines legitimen genialischen Immoralismus? Die bekanntlich unveröffentlicht gebliebene Prometheus-Ode aus Goethes Sturm- und Drang-Tagen hin oder her, wer sowohl jene bekannte Passage aus dem 20. Buch von Dichtung und Wahrheit („Nemo contra deum nisi deus ipse“) als auch den Faust in beiden Teilen genau gelesen hat, wird in ihm schwerlich ein „Arrangement“ mit der Selbstermächtigung zur beliebigen moralischen Grenzüberschreitung herauslesen können. Er wird vielmehr die Mahnung finden, dass ein Durchbrechen der geordneten Harmonie der Welt durch den Einzelnen letztlich in Zerstörung und Selbstzerstörung endet.

Etwas Genaueres würde man von Pyta über die Hintergründe von Hitlers gigantischen Bauprojekten ab 1937 erfahren. Sind sie als ein architektonischer Vorgriff auf politische Weltherrschaftspläne zu verstehen, als Ersatzhandlung angesichts zeitweiliger außenpolitischer Blockaden oder als das Bedürfnis

eines von einer Frühvollendeten-Manie erfassten „Führers“, unvergängliche Zeugnisse seiner Herrschaft zu hinterlassen?

Der in 15 Einzelkapitel untergliederte zweite Teil des Buches, der „den Künstler als Feldherr“ thematisiert, unternimmt den Versuch, das im ersten Teil entwickelte Paradigma des Künstlertums und seiner spezifischen Welt- und Wirklichkeitsperzeption auf den spätestens seit 1940 als Kriegsherrn agierenden „Führer und Oberbefehlshaber der Wehrmacht“ zu übertragen. Im Unterschied zu seinem so öffentlichkeitsfixierten Politikerleben zuvor muss der „Führer“ in der selbstgewählten Isolation seiner Führerhauptquartiere spätestens mit dem Beginn des Russlandkrieges ab 1941 auf andere Vermittlungsformen seiner Ausnahmestellung zurückgreifen. Pyta verortet diese im Rahmen des Geniekonzepts, mit anderen Worten in der Kultivierung einer zunehmend unhinterfragten Geniezuschreibung durch seine nunmehr von militärfachlichen Spezialisten geprägte Umgebung. Der Performanzkünstler vor großer Kulisse, der wesentlich den Politiker Hitler definierte, gerät notgedrungen in steigendem Maße zu einem von seinem Führermythos zehrenden dämonischen Suggestionenkünstler im exklusiven Kreis seiner militärischen Elite. Als mit der Operationsführung des Heeres tagtäglich beschäftigter Feldherr deutet uns Pyta den „Führer“ ganz im Sinne des ersten Teils als einen „von der visuellen Repräsentation des Raumes gebannte[n] Künstler-Militär“ („Auch im Führerhauptquartier blieb er den Künsten verbunden und bezog von dort seine Antriebskräfte“, S. 376). Hitlers geradezu manische Fixierung auf die fiktionale Welt des Kartenwesens mit seinen Raumillusionen – weit entfernt von der Realität des Kriegsgeschehens – dazu sein „starres Festkleben am einmal eroberten Terrain“ (ebd.) findet in doppelter Weise seine Erklärung in den gescheiterten Ambitionen der Künstlerbiografie. Zum einen liegen sie im spezifischen Wahrnehmungsparadigma des Augen- und Bühnenmenschen, zum anderen in dem auf Festungsbauprojekte (Atlantikwall, feste Plätze etc.) fixierten verhinderten Architekten. Hinzu kommt, wie z.T. zu Recht bemerkt, auch Hitlers eigene soldatische Erfahrung als Stellungskrieger des Ersten Weltkriegs, die in ihrem Hang zum Konservativismus die seitherige militärische Entwicklung weitgehend ausblendete. Gleichwohl zeigt sich gerade hier die übersteigerte Willensmetaphysik in Hitlers politischem wie militärischem Denken, wie ein Blick ins Schlusskapitel von „Mein Kampf“ aufzeigt.¹ Gerade seine rigorose Meisterung der Winterkrise 1941 vor Moskau, hat in ihm die Überzeugung von der Überlegenheit seines mental basierten Standhaltekonzepts über den etablierten Generalstabsprofessionalismus noch entschieden bestärkt.

Tatsächlich gerät Pyta mitunter allzu sehr zum Gefangenen seines Künstlertum-Paradigmas, wobei auch der Politiker und dessen eigene Logik leicht ins Hintertreffen geraten. Gewissermaßen als Gegenpole zu Hitlers

1 Adolf Hitler, *Mein Kampf*, München 1938, S. 778.

dilettantisch-intuitionistischer Entschlussfassung auf dem militärischen Sektor präsentiert uns der Autor quasi idealtypisch die Exponenten einer an empirischen und rationalen Maßstäben orientierten Militärwissenschaft aus dem Heeresgeneralstab. Doch auch sein Generalstabschef Franz Halder oder selbst der ob seines hohen Professionalismus so herausgehobene Erich von Manstein waren im Laufe des Krieges durchaus nicht frei von Fehleinschätzungen sowohl des Gegners als auch der eigenen Möglichkeiten, was sich in den Jahren 1941 und 1942 zuweilen in illusionären operativen Zielvorgaben widerspiegelte. Das Problem der Realitätsferne militärischer Entschlüsse angesichts der Fiktionalität von Generalstabskarten und anderer virtueller Lagebilder oder Kommunikationsmittel beschränkte sich zudem keineswegs auf die deutsche Seite. Wie der französische Historiker Raymond Cartier in seiner voluminösen Geschichte des Zweiten Weltkriegs durchaus treffend bemerkt hat: „Weder Hitler noch Brauchitsch noch Keitel, Jodl oder Halder waren nur ein einziges Mal an die Front gefahren, um dort mit eigenen Augen die Bedingungen des Terrains kennenzulernen und sich zu vergewissern, unter welchen Umständen die Truppen gegen den Feind zu kämpfen hatten. Das deutsche Oberkommando beging den gleichen Fehler wie im vergangenen Jahr [1940] das französische Oberkommando: Es führte seinen Krieg abstrakt.“² Hitlers Rolle als oberster politischer und militärischer Führer in einer Person führte spätestens seit der zweiten Jahreshälfte 1941 notwendigerweise zum dauerhaften Konflikt zwischen der militärischen und der politischen Logik der Kriegführung. Das lange Halten weit entfernter Flügelpositionen im Rahmen des statischen Konzepts einer „Festung Europa“ bis weit ins Jahr 1944 hinein war bei Hitler weitgehend sowohl bündnispolitischen wie rohstoffwirtschaftlichen Überlegungen geschuldet („Die Finnen als unsere eine Flanke und die Türkei als unsere andere Flanke“, Hitler am 5. April 1942³). Dasselbe galt für den Verzicht auf eine aktivere Rolle Deutschlands im Rahmen der Mittelmeer-Strategie 1941. Vom operativen Standpunkt aus verfehlte, ja gelegentlich verhängnisvolle, aus politischer und gesamtstrategischer Warte aus gesehen, aber durchaus nachvollziehbare Entscheidungen finden wir zumindest für die Jahre 1941 und 1942 auch bei Josef Stalin, der gleich seinem deutschen Widerpart politische und militärische Kriegführung in einer Hand vereinigte und so mit seiner eigenen Militärelite gleichfalls häufig im Konflikt lag.

Ob angesichts der spätestens seit 1943 gegebenen strategischen Gesamtlage jene von der professionellen Militärelite aus der Generalstabsschule offerierten Alternativen einer beweglichen, d. h. „operierenden“ Verteidigung, wie sie Manstein im Bunde mit Kleist nach Stalingrad gut ein Jahr lang am Südflügel der Ostfront praktizieren durfte, einen Ausweg aus dem deutschen Dilemma

2 Raymond Cartier, *Der Zweite Weltkrieg*, München/Zürich 1977, S. 351 f.

3 Henry Picker, *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*, Wiesbaden 1983, S. 191.

hätte weisen können, darf als nicht weniger unwahrscheinlich gelten als des Künstler-Feldherrn statisches Defensivkonzept. Pyta stellt die beiden Positionen gegeneinander (Kapitel: „Hitler versus Manstein. Genieanspruch contra Generalstabsexpertise“), ohne in der militärischen Sache selbst ein Urteil zu fällen. Ähnliches gilt für die 1943/44 anstehende Frage nach den Erfolgsaussichten eines entweder infanteristisch küstennahen oder mit motorisierten Kräften operativ gestalteten Verteidigungskonzepts zur Abwehr der alliierten Invasion an der französischen Kanalküste („Hitlers verfehlte Abwehrstrategie“, S. 553 f.). Eine interessante bis eigenwillige Parallele zu Hitler entwickelt Pyta im Blick auf die Person seines verhinderten Attentäters vom 20. Juli 1944, Claus Graf Schenk von Stauffenberg, als desjenigen Berufsmilitärs, „der Hitler hinsichtlich einer ästhetischen Fundierung seines Handelns besonders nahestand“. Des Obersten, so heißt es in reichlich präventivem Stil weiter, „Beheimatung im kraftspendenden Mikrokosmos des ästhetischen Selbstverständigungszirkels des George-Kreises ging einher mit der rationalen Berufsauffassung eines gelernten Militär“. Dass Stauffenberg charismatische Züge eigen waren, sei unbestritten, verkörperte er aber „insofern [...] die andere Seite der Ästhetisierung des Politischen“ (S. 573)? Gibt es also gewissermaßen eine gute und eine böse Ästhetik des Politischen gar im Sinne dessen, was die Griechen einst unter *Kalokagathie*, als der harmonischen Einheit von Ethik und Ästhetik, verstanden?

Eine kritische Anmerkung verdient Pytas recht knappe Behandlung der Ardennenoffensive vom Dezember 1944, mittels der Hitler durch einen Überraschungsschlag im Westen gegen Briten und Amerikaner doch noch eine zeitweilige Pattsituation erzwingen wollte, die ihm eventuell die Chance auf einen politischen Frieden oder ein Zerschlagen der alliierten Kriegskoalition eröffnen sollte. „Hitlers ideologische Antriebskraft war nicht der Kampf gegen den Sowjetkommunismus“, heißt es im Text sehr bestimmt (S. 644 f.). Je länger der Krieg dauerte, desto klarer habe er seinen ideologischen Hauptfeind im Westen erkannt (Stichwort: weltweites Börsen- und Finanzjudentum, ganz im Sinne seines politischen Testaments). Da er also „seit 1943 den politischen Ausgleich mit dem ihm wesensverwandten Stalin als politische Denkmöglichkeit erwogen“ habe, „entschied er sich für einen Militärschlag [...] im Westen bei Entblößung der deutschen Ostfront“ (S. 599). So richtig Hitlers Grundeinstellung zu diesem Zeitpunkt skizziert ist, erscheint hier doch der durchaus taktisch kalkulierende Politiker allzu sehr auf den reinen Ideologen verkürzt, denn es gab vielfältige und durchaus pragmatische Gründe für den Versuch einer letzten Kraftanstrengung im Westen. Ein anderer Punkt betrifft die von Hitler selbst bestimmte Nachfolgeregelung in seinem politischen Testament in Gestalt des Großadmirals Dönitz für die politische wie die militärische Spitzenposition (Reichskriegsminister). Pyta fokussiert hier ausschließlich auf die gemessen an Hitlers gemeinhin bevorzugten Kommunikationspartnern zwar unmusische, jedoch völlig dem Genie-Mythos um seinen „Führer“ verfallene Person, ohne die institutionellen Seiten der Festlegung mit in den Blick zu nehmen. Dies

betrifft die Auflösung der unbegrenzten, ausschließlich auf seine Person zugeschnittenen Führerherrschaft durch Hitler selbst in Gestalt der Trennung der politischen und militärischen Führung des Reiches in Reichspräsidenschaft, Kanzlerschaft, Kriegsministerium [!] sowie den getrennten Oberbefehl über Heer und Marine. Dazu kam noch die davon gesonderte Führung der Partei. Letztlich erscheint dies wie eine Rückkehr in die alten Weimarer, ja – man könnte sagen – monarchisch-konstitutionellen Verhältnisse Deutschlands vor 1918. Ein Kapitel über „Hitler und Friedrich den Großen“ beschließt das Buch. Jene im Mythos um den Weisen von Sanssouci so charakteristische „Verschmelzung von Künstlertum, Feldherrentum und Staatskunst“ wollte Hitler, solange sich der Krieg im immer Ungewisseren verlor, auch auf sich bezogen wissen. Dies schloss im Besonderen jenes in scheinbar hoffnungsloser Lage demonstrierte „Standhalten im Unmöglichen“ ein (vor dem Reichstag am 26. 5. 1942),⁴ auf dass das Schicksal – die Vorsehung – durch eine miraculöse Wendung doch noch eine Rettung in letzter Stunde beschere. Ganz am Ende seines Buches erörtert Wolfram Pyta noch die Frage, warum in dem, ersten, quasi programmatischen Teil von Adolf Hitlers politischem Testament vom Vorabend seines Selbstmordes nur ein einziger Name Erwähnung findet, derjenige Carl von Clausewitz?. Pyta spricht von einem „programmatischen Signal“ (S. 649) und fasst die Antwort darauf, welche Botschaft an die Nachwelt damit verbunden gewesen sein könnte, in die Feststellung: „dass der Verfasser des politischen Testaments am Ende seiner Tage nicht den Feldherrn Hitler, sondern nur den fanatischen Weltanschauungspolitiker Hitler als traditionswürdig einstufte“ (S. 652). Ein Blick ins Schlusskapitel von „Mein Kampf“ („Notwehr als Recht“), wo exakt auf die Bekenntnisschriften von Clausewitz aus dem Jahre 1812, mit denen dieser seinen Eintritt ins russische Heer begründete, Bezug genommen wird, vermittelt doch einen etwas anderen Eindruck von dem, was Hitler mit dieser demonstrativen Rückkehr zu seiner eigenen „Bekenntnisschrift“ hat sagen wollen.

Wolfram Pytas beeindruckender Wurf, zu dem allerdings der Untertitel „Eine Herrschaftsanalyse“ nicht so recht passen will, der so viel scheinbar Gegensätzliches von politik-, militär-, kultur-, kunst- und geistesgeschichtlicher Provenienz in einem biografischen Zugriff miteinander verknüpft, bietet ebenso viele Anregungen wie Ansatzpunkte für eine Detailkritik. Dabei kommen die psychologische Seite von Hitlers Persönlichkeit und die daraus ableitbaren Verhaltensweisen des „Führers“ etwas zu kurz. Dieses Gegensätzliche, ja so Widersprüchliche in der Verbindung von Dingen, die sich doch eigentlich gegeneinander sperren, ist letztlich das Signum seines Gegenstands schlechthin: Hitler. Der Künstler als Politiker und Feldherr.

Manfred Zeidler, Böttgerstr. 2, 60389 Frankfurt a. M.

4 Vgl. auch Hitler, Mein Kampf, S. 231.



Peter Longerich, Hitler: Biographie, Berlin 2015 (Siedler Verlag), 1296 S.

Die Debatte darüber, wie wichtig die Person Adolf Hitler für den Verlauf der deutschen Geschichte zwischen 1933 und 1945 war, ist seit Jahrzehnten eines der großen Dauerthemen der wissenschaftlichen NS-Forschung. Bekanntlich sieht die ältere, „intentionalistische“ Schule im deutschen Diktator die alleinige treibende Kraft des „Dritten Reiches“: Er habe seine vor 1933 entwickelte weltanschauliche Programmatik nach seinem Machtantritt konsequent umgesetzt.

Der jüngere, „funktionalistische“ Forschungsansatz hält hingegen den Prozess einer „kumulativen Radikalisierung“ innerhalb des nationalsozialistischen „Doppelstaates“ für das gewichtigere Moment: Im Vergleich zur Selbstläufigkeit des permanenten, unregulierten Konkurrenzkampfes zwischen Normen- und Maßnahmestaat sei die Person Hitlers eher ein entscheidungsunwilliger, häufig unsicherer, aufs stärkste von der jeweiligen Umgebung beeinflusster, „in mancher Hinsicht schwacher Diktator“ (Hans Mommsen) gewesen.

In der Frage der Genese des Völkermordes an den europäischen Juden während des Zweiten Weltkrieges erfuhr diese wissenschaftliche Großdebatte ihre äußerste Zuspitzung: Bedurfte es hier der treibenden Kraft eines dämonischen Einzelwillens oder hat sich das in der deutschen Gesellschaft vorhandene Antisemitismuspotenzial unter bestimmten Bedingungen gewissermaßen „von selbst“ im Massenmord entladen?

Die international als Standardwerk gefeierte Hitler-Biografie Ian Kershaws nahm in der Kontroverse zwischen „Intentionalisten“ und „Funktionalisten“ eine vermittelnde Position ein: Einerseits beschrieb sie den deutschen Diktator als hochintelligenten, gleichwohl infantil-trotzköpfigen Hasardeur, der buchstäblich sein ganzes Leben lang Vabanque spielte. Andererseits ergriff dieser „Führer“ im „Führerstaat“ allerdings nur selten die Initiative. Denn viele seiner persönlichen Vorstellungen lagen damals gleichsam „in der Luft“. Er konnte daher sowohl im Normen- als auch im Maßnahmestaat auf ein nahezu allgemein verbreitetes Bestreben bauen, „im Sinne des Führers ihm entgegenzuarbeiten, ohne auf Anweisung von oben zu warten“. Der Faktor „Hitlers Weltanschauung“ kam bei Kershaw überhaupt nicht vor.

Die hier vorzustellende neue Hitler-Biografie des Londoner Historikers Peter Longerich ist in vielerlei Hinsicht eine „Antwort“ auf Kershaws Arbeit. In der Einschätzung der Persönlichkeit des deutschen Diktators sind sich beide Autoren völlig einig. Nur: Wo Kershaw den Schwerpunkt auf das freiwillige „Entgegenarbeiten“ der Institutionen legt, sieht Longerich die treibende Kraft und den durchschlagenden Einzelwillen Hitlers. Zumal in der „Judenpolitik“.

Auch Longerich sieht den fortwährenden Kampf aller gegen alle innerhalb eines keineswegs monolithischen „Führerstaats“: Hier wurden zwischen den

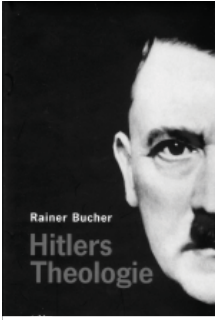
verschiedenen Kombattanten permanent Zweckbündnisse auf Zeit geschlossen – und gebrochen. Und persönliche Animositäten gepflegt. Doch diese schon vom zeitgenössischen Volksmund sogenannten NS-Kampfspiele sind für Longerich ein von Hitler sehr bewusst initiiertes Instrument zur Absicherung seiner persönlichen Herrschaft: Es stellte sicher, dass er das letzte Wort behielt. Nur wer den „Führer“ auf seine Seite zu bringen wusste, konnte sich in den „Kampfspielen“ wirklich durchsetzen. Und hatte sich einmal aus eigener Kraft ein „Sieger“ in diesem Wettstreit durchgesetzt, so entschied Hitler gar nicht selten gegen ihn.

Es ist hier nicht der Ort, Detailkritik zu üben. So trat etwa der „Faktor USA“ nach Einschätzung des Rezensenten in den außenpolitischen Entscheidungen des Diktators sehr viel früher in Erscheinung, als dies bei Longerich dargestellt wird. Der Autor selbst schildert allerdings Sachverhalte, die in ihrer Summe zu einem grundlegenden Einwand gegen seine Gesamtinterpretation führen: Da „unterließ“ Reichsaußenminister von Neurath etwa die außenpolitischen Absichten Hitlers (S. 355); die Arbeit der Reichsministerien „verselbständigte“ (S. 852) sich seit der letzten Kabinettsitzung Ende 1937; Heeresgeneralstabschef Franz Halder ging gegenüber den operativen Wünschen des Diktators auf obstruktiven Kurs (S. 785); Propagandaminister Joseph Goebbels versuchte, sich via einer von ihm gelenkten Positionierung der „Öffentlichkeit“ politisch erneut gegenüber seinem „Führer“ durchzusetzen (S. 959). Es ist denkbar unwahrscheinlich, dass es sich hier nur um isolierte Einzelfälle gehandelt haben sollte. Dies ginge völlig an den Realitäten eines modernen Verwaltungsstaates vorbei, zumal wir wissen, dass selbst vom Maßnahmestaat „Führerbefehle“ keineswegs durchweg „1:1“ umgesetzt worden sind.

Dies alles bestätigt eine Einsicht, die Ludolf Herbst bereits vor Jahren formulierte: Auch im Staat Hitlers vollzog sich Politik „keineswegs nur von oben nach unten, sondern in der Regel in einem komplizierten Prozess, in dem sich Impulse von allen Ebenen auf vielfältige Weise brachen“.¹ Daraus folgt, dass die Frage hier nicht Kershaw oder Longerich, sondern Kershaw und Longerich sein muss. Diese Synthese ist die große Aufgabe einer kommenden Hitler-Biografie.

Enrico Syring, Ferdinand-Wallbrecht-Str. 80, 30163 Hannover

1 Ludolf Herbst, *Das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Die Entfesselung der Gewalt: Rassismus und Krieg*, Frankfurt a. M. 1996, S. 14.



Rainer Bucher, *Hitlers Theologie*, Würzburg 2008 (Echter Verlag), 232 S.

„Hitlers Theologie“ ist ein Titel, der provoziert, provozieren will. Denn Adolf Hitler war kein akademisch gebildeter Theologe. Rainer Bucher, katholischer Pastoraltheologe und -psychologe an der Universität Graz, hat ein weiter gefasstes Theologieverständnis. Ihm geht es in seiner Studie nicht um eine Eruierung von Hitlers Religion oder gar Religiosität, da ihre Erhebung methodisch auf Grenzen stößt (S. 27 f.), sondern um die Untersuchung von Texten Hitlers

auf eine in ihnen enthaltene „Theologie“ des Diktators. Unter Theologie versteht der Verfasser alles – auch das nicht-akademische – „Reden von Gott“ und die daraus gezogenen persönlichen Konsequenzen (S. 33 f.).

Hitler war Monotheist, okkulte Praktiken lehnte er ab (S. 29). Als Voraussetzungen und Ausgangsbasis für Hitlers Theologie markiert Bucher dessen Kritik am Christentum, vor allem aufgrund des Festhaltens der Weltreligion an ihrem Universalanspruch, und eine Ablehnung der völkischen Religiosität, die nach Auffassung des NSDAP-Parteichefs modernen wissenschaftlichen Rationalitätskriterien nicht standhielt.

Der Verfasser rekonstruiert zunächst eine „Geschichtstheologie“ Hitlers (Kap. IV). In ihr erhält die Kategorie der „Vorsehung“ eine zentrale Stellung. Bucher sieht in der Vorsehung „eine spezifische Variante des Hitler’schen Gottesbegriffs“. Nur von „einer höheren Vorsehung bestimmt[e]“ Personen hätten einen legitimen Anspruch auf politische Herrschaft und die Einforderung von Gefolgschaft, so Hitler. Die Vorsehung wurde zu einer Begründungsgröße, die nicht weiter begründungspflichtig war. Vorbereitet in der Programmschrift „Mein Kampf“, verband der Reichskanzler und spätere „Führer“ seit der Machtübernahme 1933 den Vorsehungsbegriff immer deutlicher mit der NS-Bewegung und mit seiner Person. Häufiger sprach er auch von dem „Segen der Vorsehung“ oder von Segnungen durch „diese Allmacht“. Damit nahm Hitler eine religiöse Legitimierung seines politischen Projektes und seines Regierungshandelns vor. Durch dessen Einordnung in einen göttlichen Heilsplan entzog er es dem rationalen Diskurs und damit auch jeglicher Kritik (S. 83). Politische Opposition gegen Hitler wurde so zu einem „reinen Menschenwerk“ (S. 87). Sowohl die ersten Erfolge der Wehrmacht seit 1939 als auch das Scheitern der Attentate von 1939 und 1944 führte Hitler auf das Wirken der Vorsehung zurück. Niederlagen führten nicht zu einer kritischen Revision dieses Deutungsmusters, sondern erhielten als notwendige Prüfungen mit dem Ziel der Mobilisierung aller vorhandenen Kräfte ebenfalls eine religiöse Sinngebung.

Verbunden mit dem Vorsehungsbegriff ist das Gottesbild des „Führers“ (Kap. V): Hitler ging von seiner persönlichen Erwählung durch die Vorsehung aus. Das war nach seiner Überzeugung verbunden mit dem Auftrag zur Wiederherstellung eines göttlichen Schöpfungsgesetzes, der Restaurierung und Erhaltung

des göttlichen Schöpfungswerkes mit der Durchsetzung und dauerhaften Sicherung einer globalen Dominanz der „arischen Rasse“. Die Hitler seines Erachtens persönlich „vom Schöpfer des Universums zugewiesene[.] Mission“ bestand vor allem im Kampf für die „Sicherung des Bestehens und der Vermehrung unserer Rasse und unseres Volkes“ (S. 90). Hitlers rassistischer, partikularer „Anti-Universalismus“ sah sich verankert in einer universalen göttlichen Schöpfungsautorität. Von daher sah er sich in seinem politischen Handeln, das in seinen Grundkomponenten Rassismus und Krieg (Ludolf Herbst) auf der Rassenideologie, von Gott geschaffenen Naturgesetzen, beruhte, als Vollstrecker des göttlichen Schöpfungswillens (S. 96 f.).

Da der Schöpfungsplan Gottes nach Hitlers Überzeugung die Weltherrschaft der „arischen Rasse“ zum Ziel hatte, erhielt Hitlers partikulare Konzentration auf das deutsche Volk zugleich eine universale Dimension. Das den Kirchen vorgehaltene Scheitern ihrer universalistischen Botschaft am Partikularen erfuhr hier mittels einer Umkehrung eine Aufhebung (S. 109). Allerdings war, so stellt Bucher klar, im Unterschied zur jüdisch-christlichen Konzeption Hitlers Gott „nicht Garant einer Ethik des individuellen Lebensschutzes“, sondern er gewährleistet eine postulierte Letztgültigkeit des deutschen Volkes und die daraus resultierenden Herrschaftsansprüche. Aufgrund der göttlichen Legitimierung von genuin politischen Forderungen schien schließlich jedes Handeln zu deren Realisierung geboten zu sein (S. 158).

Zusätzlich operierte Hitler mit dem Glaubensbegriff (Kap. VI). Glaubensgegenstand ist das deutsche Volk (S. 108), die für Hitler einzige Relevanz besitzende politische Bezugsgröße. Der Glaube selbst ist zukunftsorientiert. Durch die Vermittlung von Zielen, Normen und Zukunftshoffnungen bewirkt der Glaube eine Stärkung und Motivation des einzelnen „Volksgenossen“, er führt ihn hinein in die Volksgemeinschaft, bewirkt Kampf- und Opferbereitschaft bis hin zur Hingabe des eigenen Lebens (Martyrium als „Blutzeugnis“) und stellt die Einheit des Volkes her. Hitler selbst präsentierte sich in der Öffentlichkeit „als obersten Gläubigen des Nationalsozialismus“, insbesondere in persönlichen Glaubensbekenntnissen bis hin zum Gebet oder gar zum „feierlichen Gelöbnis“ in Reden und Ansprachen. Noch in seinem „Politischen Testament“ vom 29. April 1945 sprach Hitler vom „nationalsozialistischen Glauben“ (S. 106 f.).

Diese gut nachvollziehbar und schlüssig rekonstruierte „Theologie“ Hitlers bildete nach Buchers Überzeugung „einen wichtigen, vielleicht den letzten Motivations- und Begründungshorizont seines nationalsozialistischen Projekts“ (S. 111). Das erfährt eine Konkretisierung anhand des Massenmords an den europäischen Juden, für den Hitlers Theologie als Motivations- und Begründungsinstanz diente (Kap. VII). Mit der damit verbundenen religiösen Unbedingtheit lässt sich auch die aus militärstrategischer Perspektive irrationale Fortsetzung der Deportationen in die Vernichtungslager in der Spätphase des Krieges erklären. Als „Völkerparasiten“ sah Hitler in Juden die Zerstörer der göttlichen Schöpfungsordnung. Bereits in „Mein Kampf“ warf er den christlichen Kirchen diesbezüglich Gleichgültigkeit vor und meinte, selbst formulieren zu können: „In-

dem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herren“ (S. 116). Es ging dem Diktator mit der Judenvernichtung um die Wiederherstellung des göttlichen Schöpfungsplans.

Der Verfasser erinnert in diesem Zusammenhang an die Kritik an Hitlers Gottesbild im IV. Flugblatt der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“, wo es heißt, „wenn er in frevelhaftester Weise den Namen des Allmächtigen nennt, meint er die Macht des Bösen, den gefallenen Engel, den Satan“ (S. 124). Hitlers Gott versprach eine „eliminatorische Erlösung“, eine Erlösung, die mit der Vernichtung der Existenz von Menschen einherging, eine sogenannte Befreiung von den für das Leiden des Volkes verantwortlich Gemachten (S. 157). Hitlers Theologie diente der religiösen Legitimierung seines politischen Programms und der NS-Verbrechen, von Hitlers dezidiertem „Willen zur Vernichtung“ (S. 124; Rüdiger Safranski).

Auswirkungen auf die akademische Theologie werden im Blick auf den katholischen Bereich anhand der „Brückenbauer“ Karl Adam, Joseph Lortz, Michael Schmaus und Carl Eschweiler aufgezeigt, die allerdings im Unterschied zur stärkeren Verbreitung solcher Positionen in der evangelischen Theologie unter den katholischen Fachkollegen eine absolute Minderheitenposition einnahmen (Kap. VIII). Den vier Theologen ging es um den Nachweis einer inneren Kongruenz von Katholizismus und Nationalsozialismus. Ihr Ziel war eine auf einer solchen Konstruktion beruhende Kirchenreform. Dabei konnten sie an den weit verbreiteten und offiziellen katholischen Antimodernismus mit seiner dezidierten Liberalismus- und Pluralismuskritik und an das innerkirchliche Autoritätsprinzip anknüpfen und Analogien herstellen. Darüber hinaus übten sie Kritik an einem rationalistisch-intellektuellen, in der „Bejahung eines Systems autoritärer Glaubenswahrheiten“ (S. 136, 138) bestehenden Glaubensverständnis zugunsten eines lebendigen Glaubens mit zugleich fruchtbaren, bei Karl Adam allerdings eher läuternden Auswirkungen auf den Nationalsozialismus, der zugleich, so der Kirchenhistoriker Lortz, „im Tiefsten dem Gläubigsein den Weg bereitet“ habe und damit für eine Neubelebung der Kirche Sorge. Der sich daran anschließende Versuch der Erarbeitung einer rassistischen „Theologie des Völkischen“ wies eine deutliche Affinität zu Hitlers Konzeption einer „Theologie“ auf. Diese Bereitschaft zeigte sich auch in hier nicht behandelten Theorieansätzen evangelischer Theologen, Geistlicher und sogenannter Laien sowohl aus dem Bereich der Deutschen Christen als auch des nationalen Luthertums.

Insgesamt handelt es sich um eine instruktive Untersuchung, die ein in der Hitler-Forschung bislang weitgehend vernachlässigtes – auch in den neueren Hitler-Biografien von Volker Ullrich und Peter Longerich fehlt Buchers Studie in der Bibliografie – Begründungsmuster für das Denken und Handeln des NS-Ideologen und -Politikers überzeugend rekonstruiert.

Gerhard Lindemann, Institut für Evangelische Theologie, TU Dresden, 01062 Dresden